

Die Theologin in der Kirche

Vor kurzem haben wir vernommen, daß in einer englischen Gemeinde die Independent Congregational Church einem Ehepaar, beides Theologen, das Pfarramt zur gemeinsamen Ausübung übertragen hat. Die Frau des Pfarrers, Mutter von drei Kindern, hat in Oxford und London studiert. Wir werden annehmen dürfen, daß die Gemeinde solcherweise deshalb entschieden hat, weil ihr das pfarrherrliche Ehepaar schon bekannt ist und sie sich von diesem gemeinsamen Einfluß von Mann und Frau das für ihr kirchliches Leben Richtige verspricht.

Wir haben eine schweizerische Theologin gesehen, uns ihre Meinung zu einem allfälligen gleichen Wirken in der Schweiz mitzuteilen. Sie sandte uns bereitwillig ihre Antwort, die sie „nicht wohl anders“ als theologisch geben könne. Damit ist eine Meinungsäußerung entstanden, die sich auch mit dem kirchlichen Leben an sich befaßt. Wir geben dieser Antwort als persönliche Äußerung einer Schweizer-Theologin gerne Raum in der Annahme, daß sie mancherorts als Beitrag zur vertiefenden Betrachtung diene.

Sie fragen mich, was ich als Schweizer Theologin zu obiger Notiz zu sagen hätte. Nun, ich freue mich, daß Mr. und Mrs. Colman wieder in eine Gemeinde gerufen wurden, wo sie eine gemeinsame Arbeit ausüben können, nachdem Mrs. Colman vor einigen Jahren von einer ähnlichen Stellung zurückgetreten ist, offenbar, weil auch in England die Widerstände gegen die Mitarbeit der Frau in der Kirche noch nicht völlig überwunden sind. Sie fragen mich, ob ich es begrüßen würde, wenn ein Gleiches in der Schweiz möglich wäre. Darauf ist zu antworten, daß solche gemeinsame Arbeit in der Schweiz nicht überall völlig ausgeschlossen ist, habe ich doch selbst während beinahe acht Jahren in der Walliser Diaspora eine ähnliche Arbeit in Gemeinschaft mit meinem Manne ausgeübt, wobei mir nur ganz wenige und geringfügige Beschränkungen auferlegt waren. Die kirchlichen Verhältnisse sind eben bei uns in der Schweiz von Kanton zu Kanton verschieden; es gibt Kantone, in denen jede pfarramtliche Arbeit der Frau von Gesetzes wegen von vornherein unmöglich ist, und andere, in denen es der einzelnen Gemeinde freisteht, einer Frau ein Mehr oder Weniger an pfarramtlicher Arbeit zu übertragen. Auch in diesen Kantonen hängt noch viel von der einzelnen Gemeinde ab, und es wird oft von Fall zu Fall über jede einzelne Funktion entschieden.

Sie fragen weiter, wie ich meine Mitarbeit als Theologin und Pfarrfrau ohne die Möglichkeit einer Ordination gestalte. Dazu ist zunächst zu sagen, daß bei uns merklichigerweise noch nicht einmal alles an der Ordination hängt. Ich bin nie ordiniert worden und habe doch zu Zeiten volle pfarramtliche Arbeit getan. Ordination bedeutet religiös, daß die Kirche bereit ist, einen Arbeiter in der Gemeinde des Herrn „auszusenden“, d. h., als Arbeiter anzuerkennen und seine Arbeit innerlich zu tragen. Die Zürcher Kirche, der ich entsamme, nimmt in der Frage der Theologinnen eine Gamalielhaltung ein (Ap. 5, 34), sie läßt uns zwar arbeiten, aber sie hat noch keine Form gefunden, um zu dieser Arbeit ja zu sagen. Die Ordinationsform, die sie den männlichen Pfarrern gewährt, glaubt sie uns aus juristischen Gründen verweigern zu müssen. Wir Theologinnen sind dankbar für jede Arbeit, die wir tun dürfen, aber es ist uns tief schmerzhaft, daß unsere Kirche den Ruf, den wir glauben erhalten zu haben, nicht auch ihrer-

keine Beschränkungen auferlegte, haben doch von jeher jeden Dienst und jede Arbeit getan, die uns möglich war. An unserer Berufung können keine kirchlichen Verbote etwas ändern, und so sind wir eben je und je ganz schlicht durch die Türen gegangen, die der Herr der Kirche uns aufgetan hat. Dabei verhält es sich so, daß diejenigen Theologinnen, welche mit einem Pfarrer verheiratet sind, den großen Vorzug haben, von vornherein in eine Gemeinde hineingestellt zu sein. Sie sind auch nicht oder nur in geringem Maße darauf angewiesen, daß ihre Arbeit bezahlt wird. Für uns hängt da, wo die Gelege uns wenig Möglichkeit zur eigentlichen pfarramtlichen Tätigkeit lassen, unsere Arbeitsmöglichkeit davon ab, ob es in unserer Gemeinde eine lebendige Mitarbeit der Laien gibt. Jeder Christ ist zum Zeugen berufen, das ist eine Wahrheit, die die Kirche in der gegenwärtigen Zeit von neuem inne wird. Wohl hat es immer einzelne Christen gegeben, die lebendige Zeugen waren, aber von der Kirche aus ist diese Arbeit noch wenig organisiert, es gibt daher auch keine Gelege, die sie verbieten. Laienschulung, in Bibelstunden, Anspracheenden, Freizeiten etc. ist eine für die theologisch geschulte Frau lohnende Arbeitsmöglichkeit.

Die unverheiratete Theologin hat den Vorteil, daß sie beweglicher ist, sie kann dahin gehen, wo eine Gemeinde sie ruft. Und mit Dank gegen Gott dürfen wir sagen, daß es in unseren Schweizer Kirchen je und je Gemeinden gegeben hat und noch gibt, welche bereit sind, den Dienst, der sich ihnen anbietet, dankbar anzunehmen. Die Zahl dieser Gemeinden ist freilich gering, und manche junge Mädchen, die gerne Theologie studiert hätten oder bereits mit dem Studium begonnen hatten, haben es wegen der großen Aussichtslosigkeit wiederum aufgegeben. Die Kirche hat die Verantwortung zu tragen dafür, daß sie die angebotenen Kräfte leicht hin glaubte entbehren zu können.

Unsere größte Not ist aber trotz allem nicht die äußere Aussichtslosigkeit unseres Berufes. Es ist die innere Not, daß wir glauben, einen Ruf von Gott vernommen zu haben, und daß unsere Kirche, die Kirche desselben Gottes, der uns berufen hat, uns in dieser unserer Berufung nicht aufnehmen will. Wir sehen freilich, daß dieser unser Ruf eng zusammenhängt mit dem Ruf, der heute von Gott her an die Laien ergeht. So sehen wir unsere Kirche am Scheideweg stehen: Auf der einen Seite eine Pfarrkirche, die ihre Gemeinden nur anpredigt, aber in völliger Passivität erhält, wobei dann ihre Pfarrer meist in einem hoffnungslosen Betrieb versinken, der jede tiefergehende Arbeit unmöglich macht. Wir sehen, wie in den Gemeinden, wo diese Art von Kirche herrscht, nach und nach die Kirche von den religiös lebendigen Gliedern entblößt wird, der Raum der Kirche wird leer oder von bloßen Gewohnheitschristen erfüllt, während alle lebendigen Kräfte bei den Gemeinschaften sich zusammenfinden. Es gibt in unserem Land viele solche verwüsteten Gemeinden, und wir wissen, daß, wenn nicht Gott eine gnädige Wendung schenkt, ein heranbrausender Sturm, der über die Kirche ergeht, sie weglegen kann. Wir sehen auf der andern Seite die lebendige Gemeinde, in der der Pfarrer nur ein Glied der Gemeinschaft ist, wo die Veste mit ihm über der Gemeinde wachen und jedes Glied nach dem Maße seiner Gaben Zugsdienst tut. Und wir wissen, daß eine solche Kirche auch für die theologische Arbeit der Frau Raum haben wird.

So sind wir getroffen, denn wir wissen, daß es zuletzt nicht um uns selber geht. Durch den Ruf, den wir empfangen haben, ist auch die Kirche in eine Entscheidung gestellt. Zwar sind wir es, die durch ihre Gleichgültigkeit und Lauheit Not leiden, aber den Fluch ihres Ungehorsams wird doch zuletzt sie selbst zu tragen haben. Denn nicht wir sind es, die der Kirche diese Frage stellen, sie steht und fällt ihrem eigenen Herrn.

Verena Pfenniger-Stadler.

Als Dolmetscherin und Pflegerin auf englischen Ozean-Dampfern

Von ihren Eindrücken erzählt uns eine zurückgekehrte Auslandschweizerin:

Als ich Ende Juli 1937 im Bahnhof Bern den Nachtexpress nach Statten bestieg, um die Pflege eines Kindes in Neapel zu übernehmen, dachte ich nicht daran, daß ich zwei Jahre später als Schiffs-offizierin wieder im vertrauten alten Berner Bahnhof stehen würde. Trotzdem ich meine Heimat wie sicher alle Schweizer von Herzen liebe, hatte ich mich doch mächtig gefreut, ins Ausland zu gehen. Die Stelle in Statten war aber ein glatter Reinsatz; nach drei Wochen sah ich mich gezwungen, nach etwas anderem Umhau zu halten. Fünf Wochen hatte ich nichts anderes gemacht, als mich in Neapel in Herrschaftshäusern vorzustellen, um immer enttäuscht und verzagter zu werden. Da kam mir ein Gedanke — Neapel ist doch eine Hafenstadt und mit meinen Sprach- und Pflegekenntnissen sollte doch vielleicht eine Anstellung auf den Ozeandampfern möglich sein. Ich ging auf die Agentur der Orient Line Schiffahrtsgesellschaft, und wer würde meine Freude nicht begreifen, als ich nach einer länge-

Sitten immer begreifen können, so wenig versteht er unsere ganz andere Mentalität. Aber mit Stolz darf ich sagen, daß mir gelang, das anfängliche Mißtrauen zu zerstreuen und mir Achtung vor meiner Nationalität zu verschaffen.

Der Engländer hat im allgemeinen kein Talent für Fremdsprachen, und so geschah es, daß meine Beherrschung der deutschen, französischen, italienischen, spanischen und englischen Sprache und meine Kenntnisse in der Krankenpflege den Kapitän und die höhere Instanz der Schiffsgesellschaft bewogen, mich zum 1. Offizier zu befördern, so daß ich also im gleichen Range stand wie die englischen weiblichen Offiziere und das waren die Krankenschwestern, die Kindergärtnerin und die Maschinense. Nicht, daß mir nun etwa Goldschmuck verliehen wurden, wie den männlichen Kollegen, die eine regelrechte Schiffskarriere hinter sich haben, aber es wurde mir eine Medaille mit der Prägung der Länder, deren Sprachen ich konnte und eine andere mit der Prägung Großbritanniens überreicht, welche ich doch dann mit Freude auf-

Vom FHD

Unsere Leserinnen werden alle, sei es durch Radio oder Tagespresse den Aufruf zur Anmeldung für den Frauenhilfsdienst gehört oder gelesen haben, den Oberstdivisionär von Muralt an die Schweizerfrauen richtete. (Bergl. Nr. 15 vom 13. April.)

Heute geben wir hier nochmals die verschiedenen Kategorien bekannt, zu denen Frauen, welche sich gemeldet, wenn sie nach der Musterung angenommen worden sind, eingeteilt werden können:

Lieger-Abwehr HD: Bureauendienst in den Zentralen, ev. Dienst bei den Beobachtungsposten.

Sanitäts HD: Für den Ernstfall fehlen viele Samariterinnen. Frauen, welche schon einen Samariterkurs bestanden haben oder bereit sind, einen solchen zu bestehen, werden hier eingeteilt.

Intellektueller HD: Akademikerinnen, Journalistinnen, Malerinnen, Photographinnen.

Administrativer HD: Sekretärinnen, Korrespondentinnen, usw.

Verbindungs HD: Telephonistinnen, Chiffrierdienst, Funkerdienst.

Gebirgs HD: Skifahrerinnen und Hochtouristinnen für Hilfeleistungen im Gebirge.

Motorwagen HD: Fahrerinnen für Personentwagen.

Ausrüstung und Bekleidung HD: Schneiderinnen und Näherinnen.

Koch HD: Köchinnen für Truppenküchen.

Fürsorge HD: Ständige Hilfe bei allen Arten in der Fürsorge.

Fragebogen zur Anmeldung sind in jedem Postbureau erhältlich Einsendung bis 30. April.

Der Frauenhilfsdienst im Kanton St. Gallen 1939/40

Im März 1939 versandte die Frauenzentrale 6000 Anmeldebogen für den FHD im Kanton St. Gallen. Zahlreich liefen die Anmeldungen ein.

Der militärische Frauenhilfsdienst

untersteht dem Militärdepartement und ist bereits organisiert. Jede Anmeldung mußte vom Sektionschef der Wohngemeinde überprüft werden. Von jeder Angemeldeten wurde ein ärztliches Zeugnis eingefordert, da sie im Dienst stehend in Pflichten und Rechten gleich gestellt ist wie die Wehrmänner, also auch Anspruch auf Versicherung hat. Die tauglich erklärten Frauen wurden je nach Ausbildung und Fähigkeiten in folgende Gruppen eingeteilt: Administrativer, intellektueller, Publizitäts-, Fürsorge-, Bekleidungs-, Koch-, Telephon-FHD, sowie Pfadfinderinnen, Sanität und Motorwagen. Bis jetzt wurden hauptsächlich aus den letzten vier Gruppen Frauen angeboten, die andern warten auf Instruktionstour, um für ihr Arbeitsgebiet vorbereitet zu werden.

Der freiwillige Frauenhilfsdienst

Im Juni wurde in jeder Gemeinde des Kantons eine Frau aufgefördert, unverzüglich eine Kommission zu bestellen, die den Frauenhilfsdienst organisiert. Eine Begleitung der Frauenzentrale sollte die Aufgabe erleichtern. Genau Richtlinien konnten keine herausgegeben werden, da auf die Verhältnisse in den Gemeinden Rücksicht genommen werden mußte. Es wurde nur ausdrücklich betont, daß beide Konfessionen in der Kommission vertreten sein mußten, um eine gute Zusammenarbeit zu gewährleisten.

Einige Gemeinden glaubten nicht an den Ernst der Lage, ließen die Sache liegen oder stießen auf Schwierigkeiten bei Gemeinde- und Pfarrämtern. Manche Gemeinden haben den freiwilligen FHD sofort an die Hand genommen und hatten dann, als die Mobilisation kam, auch sofort eine Organisation bewirkt, um helfen zu können, was es notat. Die Mä-

zu übertragen. Auch in diesen Kantons hängt noch viel von der einzelnen Gemeinde ab, und es wird oft von Fall zu Fall über jede einzelne Funktion entschieden.

Sie fragen weiter, wie ich meine Mitarbeit als Theologin und Pfarrfrau ohne die Möglichkeit einer Ordination gestalte. Dazu ist zunächst zu sagen, daß bei uns merklich weniger noch nicht einmal alles an der Ordination hängt. Ich bin nie ordiniert worden und habe doch zu Zeiten volle pfarramtliche Arbeit getan. Ordination bedeutet religiös, daß die Kirche bereit ist, einen Arbeiter in der Gemeinde des Herrn „auszusenden“, d. h., als Arbeiter anzuerkennen und seine Arbeit innerlich zu tragen. Die Zürcher Kirche, der ich entstamme, nimmt in der Frage der Theologinnen eine Gamalielhaltung ein (Ap. 5, 34), sie läßt uns zwar arbeiten, aber sie hat noch keine Form gefunden, um zu dieser Arbeit ja zu sagen. Die Ordinationsform, die sie den männlichen Pfarrern gewährt, glaubt sie uns aus juristischen Gründen verweigern zu müssen. Wir Theologinnen sind dankbar für jede Arbeit, die wir tun dürfen, aber es ist uns tief schmerzlich, daß unsere Kirche den Ruf, den wir glauben erhalten zu haben, nicht auch ihrerseits hört und uns aufnimmt.

Damit ist auch die Antwort auf den übrigen Teil Ihrer Frage gegeben: Wir Schweizer Theologinnen, wenn wir auch stets die Meinung verfochten haben, es könnte von uns ein besserer Dienst getan werden, wenn unsere Kirche uns

Die Frau kann den Mann stark machen, indem sie ihn emporzieht. Es gibt aber auch Frauen, die die Männer hinterrücken, noch tiefer, als sie es schon sind. Es gibt für jüngere und ältere Männer schwere Gefahren im Militärdienst. Unflätige Bemerkungen von Soldaten gegenüber Frauen sind noch das wenigste von allem. Der General hat nicht ohne Notwendigkeit den Befehl erlassen, die Männer in Uniform sollten daran denken, daß sie nicht dazu da sind, die Frauen und Mädchen zu verunehren, sondern sie zu beschützen. Ein solcher Befehl nützt nicht so viel, wie ein liebes, eindringliches Wort einer Mutter, Frau, Schwester oder Freundin.

Aus einem Vortrag von
Fritz Wartenweiler.

Hundert Jahre Mode

Frau Grete Trapp, die temperamentvolle Interpretin der Mode, lud Mitglieder und Gäste des Lyceumclub Zürich ein zum anmutigen Ausflug in den „jardin des modes“ der letzten hundert Jahre. In diesem Garten herrscht sie als gewandte Gärtnerin, jede einzelne Pflanze, die beschriebene wie die pompöse, mit Namen, nach Art und Herkunft benennend. Das leichte Frou-frou einer feidenen Robe klingt ihrem Ohr als Melodie einer vergangenen Epoche, deren entschundene Eleganz sie leise bedauert. Und die seltsam geformte Silhouette einer Toilette aus den 80er Jahren wird ihr zum Symbol. Ihre amüsant-geistvollen Ausführungen rückten die Veranstaltung aus der Sphäre des „chiffon“ in die der Kulturgeschichte.

Frau Trapp, selbst ein Bild aus altem Modemagazin, in enger Samttaille, in weitem schwerem Atlasjupe, mit Camébroche und Rosenknospen — betreut und pflegt aus beruflichem Interesse und künstlerischer Liebhaberei eine köstliche Sammlung alter echter Damenkleider: die „Dame der letzten hundert Jahre“ mit allen Tugenden, allen Sünden, den verborgenen und den offensichtlichen. Kein De-

Von ihren Eindrücken erzählt uns eine zurückgekehrte Auslandschweizerin:

Als ich Ende Juli 1937 im Bahnhof Bern den Nachtzug nach Italien bestieg, um die Pflege eines Kindes in Neapel zu übernehmen, dachte ich nicht daran, daß ich zwei Jahre später als Schiffschwiegerin wieder im vertrauten alten Berner Bahnhof stehen würde. Trotzdem ich meine Heimat wie sicher alle Schweizer von Herzen liebe, hatte ich mich doch mächtig gefreut, ins Ausland zu gehen. Die Stelle in Italien war aber ein glatter Reinsatz. Nach drei Wochen sah ich mich gezwungen, nach etwas anderem Umschau zu halten. Fünf Wochen hatte ich nichts anderes gemacht, als mich in Neapel in Herrschaftshäusern vorzustellen, um immer enttäuscht und verzagter zu werden. Da kam mir ein Gedanke — Neapel ist doch eine Hafenstadt und mit meinen Sprach- und Pflegekenntnissen sollte doch vielleicht eine Anstellung auf den Ozeandampfern möglich sein. Ich ging auf die Agentur der Orient Line Schiffsahrtsgesellschaft, und wer würde meine Freude nicht begreifen, als ich nach einer längeren Unterredung mit dem Chef angestellt war und einen Jahresvertrag in der Tasche hatte. Damals wurde ich mir das erste Mal so recht bewußt, was für einen Wert Sprachenkenntnisse haben können, denn nur dank diesen wurde die Anstellung perfekt.

Im Oktober 1937 begann dann meine erste

Australienfahrt

auf dem englischen Dampfer „Orontes“. Zuerst als Stewardess-Dolmetscherin. Es war keine leichte Aufgabe; viel Neues und Ungewohntes stürmte auf mich ein; sehr strenger Dienst, verbunden mit viel unangenehmer Arbeit. Dies alles fiel jedoch bei meiner Beförderung zum Offizier weg. Es war mir aber eine gute Lehrzeit, und ich brachte später viel besseres Verständnis auf für den harten, strengen Dienst der Stewardessen.

An die häufigen Klimawechsel und die Tropenhitze konnte ich mich sehr bald gewöhnen, sogar an das ständige Schaukeln. Die größte Schwierigkeit bestand darin, mich an das Arbeiten mit nur englischen Arbeitskollegen und -Kolleginnen zu gewöhnen. Der Engländer ist grundverschieden von uns, und so wenig wir seine Art und

Sitten immer begreifen können, so wenig versteht er unsere ganz andere Mentalität. Aber mit Stolz darf ich sagen, daß mir gelang, das anfängliche Mißtrauen zu zerstreuen und mir Achtung vor meiner Nationalität zu verschaffen.

Der Engländer hat im allgemeinen kein Talent für Fremdsprachen, und so geschah es, daß meine Beherrschung der deutschen, französischen, italienischen, spanischen und englischen Sprache und meine Kenntnisse in der Krankenpflege den Kapitän und die höhere Instanz der Schiffsgesellschaft bewogen, mich zum Jun. Offizier zu befördern, so daß ich also im gleichen Range stand wie die englischen weiblichen Offiziere und das waren die Krankenschwestern, die Kindergärtnerin und die Masseuse. Nicht, daß mir nun etwa Goldschmüre verliehen wurden, wie den männlichen Kollegen, die eine regelrechte Schiffskarriere hinter sich haben, aber es wurde mir eine Medaille mit der Prägung der Länder, deren Sprachen ich konnte und eine andere mit der Prägung Großbritanniens überreicht, welche ich doch dann mit Freude auf meiner Uniform trug.

Im Gegensatz zu den Stewardessen, die oft zu sechst in einer Kabine hausen mußten und auf Deck auch nur einen beschränkten Platz inne hatten, durfte ich mich einer schönen Einzelkabine erster Klasse erfreuen, ebenso standen mir sämtliche Schiffsbede zur Verfügung und auch an allen Vergnügungen der Passagiere durfte ich teilnehmen.

Während zwei Jahren waren nun die Schiffe und die Weltmeere meine Heimat. Auf dem englischen 20.000 Tonnen Ozeandampfer habe ich 100.000 englische Seemeilen zurückgelegt und folgende Länder besucht: England, Norwegen, Schweden, Dänemark, Finnland, Deutschland, Holland, Gibraltar, Frankreich, Italien, Ägypten, Arabien, Ceylon, Indien, Australien, Neuseeland, Neu-Guinea, Tasmanien, Rabaul, Tahiti, Somaliland und die Insel Kreta. Dabei wurde mir Gelegenheit geboten, das Festland zu besuchen und dieses Vorrecht habe ich ausgenutzt, um in der relativ kurzen Zeit viel Neues und Interessantes zu sehen und zu lernen. Ein paar Einzelheiten von den vielen Eindrücken will ich hier herausgreifen.

(Fortsetzung siehe Seite 2)

und Rechten gleich gestellt ist wie die Wehrmänner, also auch Anspruch auf Versicherung hat. Die tauglich erklärten Frauen wurden je nach Ausbildung und Fähigkeiten in folgende Gruppen eingeteilt: Administrativer, intellektueller, Publizitäts-, Fürsorge-, Bekleidungs-, Koch-, Telefon-FHD, sowie Pfandinfirmen, Sanität und Motormagen. Bis jetzt wurden hauptsächlich aus den letzten vier Gruppen Frauen aufgeboden, die andern warten auf Instruktionsturse, um für ihr Arbeitsgebiet vorbereitet zu werden.

Der freiwillige Frauenhilfsdienst.

Im Juni wurde in jeder Gemeinde des Kantons eine Frau aufgefördert, unverzüglich eine Kommission zu bestellen, die den Frauenhilfsdienst organisiert. Eine Wegleitung der Frauenzentrale sollte die Aufgabe erleichtern. Genauer Richtlinien konnten keine herausgegeben werden, da auf die Verhältnisse in den Gemeinden Rücksicht genommen werden mußte. Es wurde nur ausdrücklich betont, daß beide Konfessionen in der Kommission vertreten sein mußten, um eine gute Zusammenarbeit zu gewährleisten.

Einige Gemeinden glaubten nicht an den Ernst der Lage, ließen die Sache liegen oder stießen auf Schwierigkeiten bei Gemeinde- und Pfarrämtern. Manche Gemeinden haben den freiwilligen FHD sofort an die Hand genommen und hatten dann, als die Mobilisation kam, auch sofort eine Organisation bereit, um helfen zu können, wo es not tat. Die Wäscherien, Fliderien, Näh- und Strickstuben für die bedürftigen Soldaten waren an vielen Orten gut vorbereitet und konnten in den ersten Tagen in Funktion treten. Wertvolle Dienste leisteten die Frauen auch in der Fürsorgeleistung, indem sie einbrachten in Familie, Betrieben und in der Landwirtschaft. Auch bei der Einrichtung von Krankenzimmern und Soldatenstuben halfen sie mit. Vespere werden an vielen Orten von den FHD betreut. Für das nötige Material zur Anfertigung von Hemden, Socken, Handschuhen, Pulswärmern, Ohrenscheidern, Sankeln usw. mußten die Frauenorganisationen in den Gemeinden anfänglich selber aufkommen, da nirgends ein Kredit erhältlich war. In vielen Gemeindefällen des FHD haben die Frauen eine Sammlung veranstaltet. Sie benützten das Geld verschiedentlich nicht nur zur Anschaffung von Material, sondern auch zur Zahlung von Löhnen an arme Wehrmannsfrauen. Da die Truppenkommandanten meistens an die örtlichen FHD gelangten, war es für die Gemeinden mit viel Militär größtenteils unmöglich, für alle nötige Wäsche allein aufzukommen. Auch gab es Gemeinden, die nur für ihre eigenen Soldaten arbeiten wollten. So kam es vor, daß Soldaten an drei und vier verschiedene Institutionen und Private gelangten um Wäsche. Eine Zentralisation und straffe Organisation mußte geschaffen werden.

In allen Ortschaften (114) des Kantons bestehen

tail entgeht ihrem Forscherblick, sie bringt es in Zusammenhang mit Zeit und Geschichte. Nichts fehlt — außer dem würdigen Rahmen. Ein kleines, schmuckes Modemuseum, gewissermaßen als Gegenstück zur Trachtentube, eingerichtet mit Möbeln und Bildern, mit Schmuck und Bier der Zeit — was für eine reizvolle Angelegenheit mußte das sein! Lebensnäher als Möbel sind die Kleider, betonte die Referentin, unmittelbarer als jene verbinden uns diese dem Gekern. Ist es nicht, als habe eben jetzt die Trägerin eines gemütvollen Wiedermeierkleides dieses auf die Seite gelegt, als sei sie nur weggetreten? Noch birgt das Kleid Form und Linien, noch haftet ihm ganz leise der labendessüße Duft des Wiedermeier an. Die prachtvollen Stoffe einer gebiegenen Zeit, scheinbar für die Ewigkeit gearbeitet, zeigen kaum Altersspuren und die wohlbehüteten Schränke der Urgroß- und Großmütter scheinen keiner Motten Einlaß gewährt zu haben. Schon Balzac, der unvergleichliche Kenner der französischen „Femme de trente ans“ verspricht es nicht, uns ein aperçu über die Mode zu werfen: „Wer in der Mode nur die Mode sieht, ist ein Dummkopf. Sie ist ein Kulturbild.“ Beflügelnd war die Wirkung dieser Schau auf das Publikum. Während die Kleider des Empire, des zweiten Kaiserreiches als Museumsstücke respektvoll bewundert wur-

den, gewann es zu den späteren Toiletten ein immer persönlicheres Verhältnis. Es erblickte, ganz natürlich erst das Bild der Großmutter, dann das der Mutter, endlich das eigene in allen Lebensstufen. Weiter wechselte mit Entsetzen und das objektive Wort „Die Mode ist an sich weder gut noch böse“ schien ein zu milbes Urteil gegenüber gewissen unverzeihlichen Geschmackssünden.

Die Kleider, ausnahmslos aus Privatbesitz der Ost- und Mittel-Schweiz, überraschten durch die Schönheit und Gebiegenheit des Materials, während sie — nach Schweizerart — zwar modisch sind, ohne aber ins Groteske und Ueberbetonte einer Mode zu verfallen. Einige „créations“, wahre Museumsstücke, zu schön, zu ehrwürdig, zu brüchig, um getragen zu werden oder auch zu grazil gebaut für heutige „wäge Frauenfiguren“, durften nur von weitem bestaunt, kaum berührt werden. Ein Traum von feinsten Stiderei, Blüten und Girlanden auf hauchdünnem Stoff, bewies die Kunst der St. Galler Stiderei-Industrie in ihrer Glanzzeit. Unvergänglich ist ein weißes Kleid, elegant in Linie und Form, mit Falbelen und Tournure, dessen dunkelhaarige Trägerin, mit dem weißen Spitzensonnenschirmchen reizend kokettierend, uns ein Bild Manets vor die Augen zauberte. Wippende Krinolinen, in die Taille geschnittene Mantillen, verkörpern gemüthvolles Vie-

dermeier während „cul de Paris“ und Tournure die wenig geschmackvollen aber mondän belebten und genießerischen 80- und 90er Jahre des letzten Jahrhunderts verkörpern. Mit Kapötchen und feuchtem Bellerinchen wandern wir schüchtern ins neue Jahrhundert hinein, dessen erste Dekade die überbetonte, überschlanke Linie bringt. Riesenhut, geschwungen und geschweift, Federboa, schmale Taille, dazu ein blaßes Gesicht, etwas fränkisch: wir sehen Figuren aus der „Jugend“ vor uns, Regnicol, oder — etwas morbide — Toulouse Lautrec.

Hinter unserem mitleidigen Achselzucken über das Schönheitsideal von gestern und ehedem verbirgt sich eine unausgesprochene Sehnsucht. Frau Trapp gab ihr Worte: unsere harte Gegenwart hat keine Zeit mehr für Spiel und Schmuck in der Kleidung, keinen Sinn mehr für charme, für weiche, echt weibliche Linie, kein Verständnis mehr für Anmut und Würde in der Mode.

Ein besinnliches Nicken, etwas verschämte Wehmut lag noch im Saal, nachdem das letzte Frou-frou verraucht, das letzte Ballkleidchen — pastellfarbiges crème, rosa, hellblau — verschwunden war. Der aparten Sammlung von Frau Grete Trapp ist zu wünschen, daß sie weit herum bekannt werde, daß sie ihr angenehmes Gehäuf, ihren kleinen, feinen Salon finden möge.

M. P.-A.